

RICCEURS THEORIE DER METAPHER.
ANMERKUNGEN AUS ANALYTISCHER PERSPEKTIVE

Sebastian Gäb (Trier)

Der Titel dieses Aufsatzes hätte in den meisten Epochen der Philosophiegeschichte zumindest Stirnrunzeln hervorgerufen. Was gibt es schon Theoretisches zur Metapher zu sagen? Oder eher: was Philosophisches? Nachdem Aristoteles sich in seiner *Rhetorik* und seiner *Poetik* grundlegend zur Metapher geäußert hatte, wurde dieses Thema von der Philosophie weitgehend ignoriert oder zumindest nicht als theoretisch fruchtbar betrachtet, bis im 20. Jahrhundert das philosophische Interesse an der Metapher plötzlich wiedererwachte. Denker wie Ivor Richards, Max Black, Monroe Beardsley und eben auch Paul Ricœur entdeckten das philosophische Potential, das im Begriff der Metapher liegt und entwickelten Theorien der Metapher, in denen sie nicht mehr bloß als rhetorisches Stilmittel erscheint, sondern eine ganz eigene Rolle in unserem Sprach- und Erkenntnisvermögen spielt.

Die Kerngedanken Ricœurs zur Metapher finden sich zuerst in seinem Aufsatz *Die Metapher und das Hauptproblem der Hermeneutik* von 1972, das eigentliche Hauptwerk zum Thema ist jedoch sein Buch *Die lebendige Metapher* von 1975. In dieser breit angelegten Studie setzt sich Ricœur intensiv mit antiken und zeitgenössischen Beiträgen zur Theorie der Metapher auseinander und entwickelt seinen eigenen Ansatz. Das Buch zerfällt in zwei Teile, die sich mit Freges Begriffspaar Sinn und Bedeutung charakterisieren lassen: Im ersten Teil analysiert Ricœur die Metapher als Phänomen des Sinns, d.h. als ein Problem der Semantik, und widmet sich der Frage, was metaphorische Bedeutung ist; im zweiten Teil legt er eine Theorie metaphorischer Referenz vor und erläutert, wie metaphorische Rede einen Weltbezug haben und damit wahrheitsfähig sein kann. Ich will mich hier vor allem auf diese beiden Texte stützen und sie nutzen, um die Frage zu beantworten: Was ist eine Metapher bzw. was versteht Ricœur unter einer Metapher?

An dieser Stelle bietet es sich an, ein paar Bemerkungen über meine Methode vorzuschicken. Meine Perspektive ist die der sprachanalytischen Philosophie, und daher werde ich mich aus dieser Perspektive Ricœurs Überlegungen nähern. Nun ist das wichtigste In-

strument analytischer Philosophie die Begriffsanalyse, d.h. die Zergliederung eines Begriffs in seine Bedeutungsaspekte, die die einzeln notwendigen und zusammen hinreichenden Bedingungen seiner korrekten Anwendung sind. Daher will ich die Frage „Was ist eine Metapher?“ verstehen als Frage nach der Bedeutung des Begriffs „Metapher“, und ich werde versuchen, aus Ricœurs Texten eine solche Analyse dieses Begriffs zu destillieren, d.h. sie so zu interpretieren, daß sich aus ihnen eine schlüssige Begriffsanalyse des Terms „Metapher“ konstruieren läßt.¹ Grundlage dafür ist seine Bestimmung der Metapher als Diskurs, wobei unter einem Diskurs der konkrete, aktuelle, lebensweltlich verankerte Gebrauch der Sprache als Medium der Kommunikation zu verstehen ist. In diesem Medium teilen wir unsere Erfahrungen und Sichtweisen bestimmter Sachverhalte anderen mit, so daß der Diskurs immer einen Rückbezug auf die Sprechsituation enthält. Ricœur versteht die Metapher als eine Form des Diskurses – definitorisch ausgedrückt: Der Diskurs ist das *genus proximum* der Metapher. Was aber ist ihre *differentia specifica*? Diese anzugeben ist das Ziel der Begriffsanalyse.

Ricœur nennt fünf Merkmale des Diskurses, die für die Metapher wesentlich sind. Alle diese Merkmale haben die Form einer Dualität oder eines Paradoxons, insofern sie zwei konträre Aspekte der Metapher miteinander in Verbindung bringen. Meine Hypothese ist es, daß sich diese fünf Merkmale als *Begriffsanalyse* der Metapher verstehen lassen, daß sie uns also die einzeln notwendigen und zusammen hinreichenden Bedingungen geben, unter denen ein bestimmter Diskurs metaphorisch genannt werden kann. Im einzelnen sind dies:

- I. Der Gegensatz von Ereignis und Bedeutung.
- II. Der Gegensatz von singulärer Identifikation und genereller Prädikation.

¹ Natürlich ist dies nicht der Ansatz, dem Ricœur selbst gefolgt ist. Aber die Wahrheit einer Erkenntnis hängt nicht von der Form ihrer Darstellung ab, und Theorien der sogenannten „kontinentalen“ Philosophie sollten sich auch in analytischer Form darstellen und diskutieren lassen, insofern es sich bei beidem um Philosophie handelt. Unter diesem Aspekt soll dieser Aufsatz auch ein Beitrag dazu sein, den teils imaginären, teils realen Graben zwischen „kontinentaler“ und „analytischer“ Philosophie zu überbrücken und zu demonstrieren, wie ein Dialog aussehen kann, der die andere Seite ernst nimmt, ohne eigene Positionen auszuklammern.

III. Der Gegensatz von Sinn und Kraft.

IV. Der Gegensatz von Sinn und Bedeutung.

V. Der Gegensatz von Welt- und Selbstbezug.

Diese fünf Aspekte sind die wesentlichen Elemente von Ricœurs Theorie der Metapher, und ich werde mich an ihnen orientieren, mit dem Ziel, jeden einzelnen Aspekt zu explizieren und kritisch zu diskutieren, um am Ende eine vorsichtige Antwort zu wagen auf die Frage, ob Ricœurs Theorie der Metapher adäquat im Sinne einer Begriffsanalyse ist oder nicht.

I. EREIGNIS UND BEDEUTUNG

Sprache hat einen doppelten Charakter – das ist das Phänomen, auf dem der erste Gegensatz beruht. Zum einen ist Sprache ein bestimmtes System von Zeichen und von Regeln, nach denen diese Zeichen miteinander verbunden werden können – Laute zu Worten, Worte zu Sätzen oder zu Texten. Sprache ist in diesem Sinne ein formales System, das eine definierte Syntax und Semantik besitzt, die unabhängig von konkreten Sprechakten und einem realen Gebrauch dieser Sprache betrachtet werden können (daher ist es möglich, eine reine Kunstsprache zu schaffen): Diesen Aspekt der Sprache nennt Ricœur „Bedeutung“ oder auch mit Saussure „langue“. Zum anderen aber ist Sprache auch die konkrete Realisierung dieses Systems im einzelnen Akt des Sprechens, d.h. der konkrete Gebrauch der Sprache zur Kommunikation. Ricœur spricht von Sprache als „Ereignis“, und der parallele Terminus bei Saussure wäre der der „parole“. Beides steht miteinander in Wechselwirkung: Sprache als Bedeutung, d.h. als System kann nur aus dem konkreten Gebrauch, aus den einzelnen Ereignissen erschlossen werden, Sprache als Ereignis ist aber nur möglich, indem ein System der Bedeutungen vorausgesetzt ist, das im konkreten Sprechakt realisiert wird. Ein Beispiel: Sage ich: „Der Apfel ist rot“ und „Das Hemd ist rot“, so haben wir es mit zwei Sprachereignissen zu tun, genauer gesagt: mit zwei *tokens* des Terms „rot“. Doch beide *tokens* sind Realisierungen des gleichen *types*, nämlich der Bedeutung des Terms „rot“, die in beiden Fällen die gleiche ist. Was die Bedeutung von „rot“ ist, erschließt sich aus dem Gebrauch; gleichzeitig ist es aber nur möglich, von Dingen zu sagen, sie seien rot, weil es eine vom einzelnen Ereignis unabhängige, wieder-identifizierbare Bedeutung von „rot“ gibt.

Dieser Gegensatz bestimmt auch die Metapher. Ricœur schreibt im Vorwort zur deutschen Ausgabe von *Die lebendige Metapher*, daß der Grundgedanke, um den das Werk kreist, der Zusammenhang zwischen dem Schöpferischen und der Regel ist.² Das ist aber nichts anderes als der Gegensatz zwischen Bedeutung (Sprache als Regel) und Ereignis (Sprache als Schöpferisches), der sich als das Grundphänomen der Metapher überhaupt erweist. Damit läßt sich als erste Bedingung der Analyse formulieren: Die Metapher hat eine *systematische* und *innovative* Bedeutung, d.h. sie folgt den syntaktischen und semantischen Regeln der Sprache, der sie entstammt und fügt dem Bedeutungsbestand dieser Sprache ein neues Element hinzu. Eine lebendige Metapher ist innovativ, insofern sie eine Sprachschöpfung ist, d.h. eine Sinnproduktion oder eine Erweiterung der Sprache um eine neue Bedeutung. Lebendige Metaphern erlauben es, etwas zu sagen, was sonst nicht gesagt werden könnte. Als sprachliche Innovation hat die Metapher immer Ereignischarakter, denn sie bedeutet eine Verletzung des üblichen Gebrauchs und damit eine Übertretung der normalen Regeln des Sprechens. Gleichzeitig aber kann sie verstanden und wiederholt werden und ist insofern auch systematisch, aber eben nicht fixiert innerhalb des bestehenden Systems der Bedeutungen. Die echte, lebendige Metapher, so Ricœur, ist gleichzeitig Ereignis und Bedeutung, und gerade weil sie sich in diesem widersprüchlichen Verhältnis befindet, kann sie innovativ sein. Sagt man etwa, um ein Beispiel von George Lakoff zu gebrauchen,³ Liebe sei ein gemeinschaftliches Kunstwerk („love is a collaborative work of art“), so gelingt es dieser Metapher, etwas Neues über die Liebe zu sagen, was sich auf andere Weise nicht sagen läßt; insofern ist sie Ereignis. Doch die Möglichkeit dieses Ereignisses hängt vom bestehenden System der Bedeutungen der einzelnen Terme (Liebe, Kunstwerk usw.) ab und fügt diesem System etwas Neues hinzu, das verstanden und in anderen Kontexten wieder gebraucht werden kann; insofern ist die Metapher Bedeutung. Dieses Spannungsverhältnis findet sich natürlich nur bei lebendigen Metaphern. Wird die Metapher Teil des gewöhnlichen Wortschatzes und erstarrt zur blo-

² Vgl. Paul RICŒUR: *Die lebendige Metapher*. Übersetzt v. Rainer Rochlitz. München 1986, ii.

³ Vgl. George LAKOFF/Mark JOHNSON: *Metaphors We Live by*. Chicago 2003, 141.

ßen Redewendung, so wird sie zur toten Metapher und verliert ihren Ereignischarakter. Sie ist dann fester Bestandteil des Systems der Bedeutungen, ohne Fähigkeit zur innovativen Sinnproduktion.

Das Kriterium der Innovation sollte nicht zu leicht genommen werden; für Ricœur bedeutet es, daß eine lebendige Metapher in der Lage ist, etwas zu sagen, was sich nicht anders sagen läßt. Die Metapher ist deshalb nicht *paraphrasierbar*, zumindest nicht abschließend. Sie eröffnet einen potentiell unendlichen Bedeutungsraum, der sich nicht durch wörtliche Paraphrasen fassen läßt. Aber wieso sollte eine Metapher nicht paraphrasiert werden können? Ist diese Bedingung nicht zu streng formuliert? Nein, und zwar aus zwei Gründen: erstens, weil die Paraphrase einer Metapher selbst wieder metaphorisch sein wird. Ein Beispiel: Die Metapher „ein scharfer Wind“ läßt sich umschreiben als „ein Wind, der schneidet wie ein scharfes Messer.“⁴ Aber natürlich schneidet der Wind nicht *wirklich* wie ein scharfes Messer (ansonsten sollte man Sturmwarnungen erheblich ernst nehmen), sondern nur im übertragenen Sinne; die Paraphrase der Metapher ist selbst eine Metapher. Auch wenn ich in einem weiteren Schritt versuche, das metaphorische Element zu tilgen, indem ich sage: „Der Wind fühlt sich so an, daß es mir vorkommt, als würde er mich schneiden wie ein scharfes Messer“, so bleibe ich doch dem Metaphorischen verhaftet, denn meine Assoziation von Wind und Schneiden bleibt auch als Gefühl eine metaphorische; daß es mir so vorkommt heißt ja gerade, den Wind *metaphorisch* als ein Messer zu sehen. Das für Ricœur essentielle Moment der Imagination, das Sehen-Als, läßt sich aus der Metapher nicht herausdrängen. Zweitens: Selbst wenn die Paraphrase rein wörtlich sein sollte, so daß sie keinerlei metaphorisches Element mehr enthält,⁵ kann keine Paraphrase den Anspruch erheben, abschließend zu sein; die lebendige Metapher ist unbegrenzt umschreibbar. Wenn beispielsweise gläubige

⁴ Ich entnehme das Beispiel und den Gedanken, den es illustriert, aus Mary HESSE: *The Cognitive Claims of Metaphor*, in: *The Journal of Speculative Philosophy* 1 (1988), 1–16, hier: 4.

⁵ Was meiner Meinung nach ohnehin unmöglich ist (vgl. Sebastian GÄB: *Metaphor and Theological Realism*, in: *European Journal for Philosophy of Religion* 6 (2014), 79–92, hier: 83f.), da eine klare Trennung zwischen wörtlich und metaphorisch nicht möglich ist, sondern es sich vielmehr um ein Kontinuum handelt. Ausführlich dazu John SEARLE: *Literal Meaning*, in: *Erkenntnis* 13 (1978), 207–224.

Menschen Christus metaphorisch einen guten Hirten nennen, so kann ich zwar erläutern, daß damit gemeint ist, daß er sich um die Seinen sorgt, über sie wacht und sie beschützt. Aber damit habe ich keine adäquate Paraphrase gegeben, denn die Metapher kann auch anders gedeutet werden: die Gläubigen sind Vieh, sie sind dumm und bedürfen einer Führung, und auch der beste Hirte wird sein Vieh am Ende melken, scheren oder schlachten. Die Metapher ist grundsätzlich offen hinsichtlich ihrer Deutungsoptionen und gerade darin liegt ihre Innovation.

II. IDENTIFIKATION UND PRÄDIKATION

Das zweite Gegensatzpaar betrifft nicht mehr den Charakter der Sprache allgemein, sondern spezifischer die Struktur des Satzes. Die Metapher, so lautet die zweite Bedingung, ist eine impertinente Prädikation. Um diese Bestimmung zu verstehen, muß geklärt werden, warum die Metapher eine Prädikation und warum sie impertinent ist. Zum ersten: Der Satz trägt seine Bedeutung durch seine spezifische Struktur, die sich durch zwei entgegengesetzte Pole auszeichnet: den der Identifikation und den der Prädikation.⁶ Was ist damit gemeint? Die Grundfunktion des Satzes ist es, etwas über etwas zu sagen. Das erste Etwas ist ein individueller Gegenstand, der durch einen singulären Term bezeichnet wird (Sokrates, das neue Haus, der stärkste Mann der Stadt etc.) und das zweite Etwas ein Begriff, der wiederum von einem generellen Term ausgedrückt wird (weise, groß, nicht aufzufinden etc.). Der Satz „Sokrates ist weise“ sagt vom Gegenstand „Sokrates“ aus, es sei der Fall, daß er unter den Begriff „weise“ falle. Singulärer und genereller Term haben also verschiedene Funktionen, deren Zusammenspiel erst die Prädikation möglich macht: Der generelle Term setzt eine bestimmte Klasse von Gegenständen, er zieht eine Grenze zwischen den Dingen der Welt, die Element dieser Klasse sind, und denen, die es nicht sind⁷ – das ist der Pol der Prädikation; der singuläre Term greift ein bestimmtes Element dieser Klasse heraus und gibt es uns als Element dieser Klasse –

⁶ Vgl. Paul RICŒUR: Die Metapher und das Hauptproblem der Hermeneutik. (Übersetzt v. Ursula Christmann.) In: Anselm HAVERKAMP (HRSG.): Theorie der Metapher. Darmstadt 1983, 356–375, hier: 359.

⁷ Vgl. Peter STRAWSON: Introduction to Logical Theory. London 1963, 5f.

das ist der Pol der Identifikation. Erst durch das Zusammenwirken dieser beiden kommt ein bedeutungstragender Satz zustande, und erst in diesem Satz gewinnen die einzelnen Terme ihre jeweilige Bedeutung.

Auch die Metapher ist, so Ricœur, ein Phänomen der Prädikation, sie beruht auf der Attribution von Eigenschaften, die dem Hauptgegenstand zugeschrieben werden. Damit wendet sich Ricœur klar gegen die traditionelle Auffassung der Metapher als Wortphänomen und siedelt sie auf der Ebene des Satzes an. Ausgehend von Aristoteles, der die Metapher als „Übertragung eines anderen Wortes (oder Nomens)“ definiert, über Cicero und Quintilian,⁸ wurde die Metapher stets als Modifikation auf der Ebene des Wortes verstanden. Ricœur lehnt diese Einordnung ab und beruft sich implizit auf Freges Kontextprinzip, nach dem ein Wort nur im Kontext eines Satzes Bedeutung haben kann; die isolierten Bedeutungen eines Wortes, die im Wörterbuch zu finden sind, sind nur Bedeutungen in möglichen Sätzen, nicht aber Bedeutungen des Wortes selbst. Hat aber ein Wort nur im Rahmen einer Prädikation (oder eines Satzes) Bedeutung, dann kann es auch *metaphorische* Bedeutung nur im Kontext des Satzes haben.⁹ So wird in dem Satz „Der Mensch ist ein Wolf“ das Wort „Wolf“ ohne Zweifel metaphorisch gebraucht, doch der metaphorische Charakter des Wortes ergibt sich erst aus dem Kontext, in dem es gebraucht wird; betrachtet man das Wort nur für sich, so macht es keinen Sinn, es eine Metapher zu nennen. Daher nennt Ricœur die Metapher auch eine kontextuelle Bedeutungsveränderung, denn es ist der Kontext des konkreten Äußerungs-*tokens* (oder des Sprechereignisses, um die Verbindung zum vorigen Gegensatz zu ziehen), der die metaphorische Bedeutung konstituiert.

Dabei sollte man allerdings nicht so weit gehen, Ricœur eine strikte Satztheorie der Metapher zuzuschreiben, nach der Metaphern einzig und allein auf Satzebene bestehen, wie es etwa Janet Martin Soskice tut.¹⁰ Völlig zu Recht lehnt sie diese Theorie ab, und weist darauf hin, daß es Metaphern sowohl unter- als auch oberhalb der

⁸ ARISTOTELES: Poetik 1457b; CICERO: De Oratore, III, 157; QUINTILIAN: Institutio Oratoris, VIII, 6,1.

⁹ Vgl. RICŒUR: Die Metapher und das Hauptproblem der Hermeneutik, 361.

¹⁰ Vgl. Janet Martin SOSKICE: Metaphor and Religious Language. Oxford 1988, 21.

Satzebene geben kann. So ist auch in einem Satzfragment wie „... erhob sich die Morgenröte mit rosigen Fingern“ klar, daß ein metaphorischer Gebrauch vorliegen muß, und umgekehrt ist auch der Fall denkbar, daß eine Metapher erst durch den weiteren Kontext als solche erkennbar wird. Sage ich etwa: „Das ist ein hartes Brot“, so deutet nichts im isolierten Satz auf eine Metapher hin. Sagt mir hingegen jemand, er habe die letzten Wochen mit der Vorbereitung eines Vortrags über Metapherntheorie verbracht, und ich antworte: „Das ist ein hartes Brot“, so tritt der metaphorische Charakter meiner Äußerung sofort zutage. Doch das spricht nicht gegen Ricœurs Verständnis der Metapher, denn er sagt klar, der „metaphorische Prozeß [sei] in dem Hauptvorgang zu suchen, dessen Rahmen der Satz ist, nämlich in der Prädikation.“¹¹ Nicht der Satz ist also das wesentliche Element der Metapher, sondern das, was sich im Satz vollzieht: die Prädikation. Insofern ist es natürlich nicht falsch zu sagen, daß Metaphern nur innerhalb des Satzes bestehen können, denn nur innerhalb des Satzes kann es eine Prädikation geben; doch was genau in einem Satz prädiziert wird, ist nicht notwendigerweise allein aus dem Satz selbst ersichtlich. Die Prädikation *an sich* findet auf Satzebene statt – doch *welche* Prädikation genau auf Satzebene stattfindet, läßt sich nicht immer allein auf der Satzebene entscheiden, denn die genaue Bedeutung der Terme muß kontextuell erschlossen werden. Auch in einem klar nicht-metaphorischen Satz wie „Das Kind pflückte die Blume“ sind wir auf einen Kontext angewiesen, aus dem sich erschließen läßt, wer oder was mit „das Kind“ und „die Blume“ gemeint ist; doch daraus folgt nicht, daß der Satz keine Prädikation enthält. Ricœurs Kontextbegriff ist weit genug, um über den minimalen Kontext der Prädikation – den Satz – hinauszugehen und damit auch weitere kontextuelle Faktoren miteinzubeziehen. Das ändert jedoch nichts daran, daß das eigentliche Medium der Metapher die Prädikation und ihr eigentlicher Ort damit der Satz ist.

Doch nicht jede Prädikation ist eine Metapher. Was unterscheidet die metaphorische von der gewöhnlichen Prädikation? Für Ricœur ist es ihre Impertinenz, d.h. ihre Abweichung von den gewöhnlichen Kriterien der Angemessenheit des Prädikats. Diese Impertinenz wird jedoch in der Metapher abgeschwächt, indem sie die offene Unan-

¹¹ RICŒUR: Die lebendige Metapher, vi.

gemessenheit nicht stehen läßt, sondern die Abweichung reduziert, und vermittels der Ähnlichkeit eine neue Bedeutung oder semantische Pertinenz entstehen läßt. Aus dem Scheitern der wörtlichen Bedeutung (der Impertinenz) ergibt sich durch den metaphorischen Prozeß die metaphorische Bedeutung. Dieses Konzept der Impertinenz ermöglicht es Ricœur, die naheliegende, oft vertretene, aber dennoch falsche These zu vermeiden, eine Metapher sei immer eine im wörtlichen Sinne falsche Aussage. So ist z.B. eine Aussage wie „Kein Mensch ist eine Insel“ sowohl im wörtlichen als auch im metaphorischen Sinne wahr. Aber dennoch ist sie in Ricœurs Sinne impertinent, denn sie verletzt – einmal als Metapher erkannt – die normalen Gebrauchsregeln des Terms „Insel“; denn schließlich sagen wir ohnehin nie von Lebewesen, sie seien Inseln. So können wir die zweite Bedingung, daß eine Metapher eine impertinente Prädikation ist, zusammenfassend so formulieren: Eine Metapher ist eine Prädikation, die die üblichen Regeln des Gebrauchs verletzt, ohne die Regeln der Prädikation zu mißachten.

III. SINN UND KRAFT

Das dritte Begriffspaar ist das von Sinn und Kraft, vielleicht besser bekannt in Austins Terminologie als lokutionärer und illokutionärer Akt. Sinn bzw. lokutionärer Akt ist das, *was* ich sage, der Inhalt der Äußerung; Kraft oder illokutionärer Akt ist das, was ich *tue*, indem ich es sage, also behaupten, fragen, fordern usw. Beides kommt der Metapher zu, so daß sich als dritte Bedingung festhalten läßt: Die Metapher hat einen semantischen und einen pragmatischen Aspekt. Ricœur widmet diesem Gegensatz weniger Aufmerksamkeit als den übrigen, da er für die Struktur der metaphorischen Aussage im Grunde ohne Bedeutung ist. Aus einer weiteren Perspektive betrachtet ist dieser Aspekt seiner Theorie der Metapher aber doch interessant, denn er wendet sich damit gegen eine rein pragmatische Deutung der Metapher, wie sie etwa von Davidson vorgeschlagen wird. Nach Davidson haben Metaphern keinerlei semantische Bedeutung, sondern dienen nur dazu, die Aufmerksamkeit des Hörers auf eine bestimmte Ähnlichkeit zu richten, nicht anders als etwa ein Schlag

auf den Kopf.¹² Vergleichbar der Ironie ist die Metapher bloß eine Form von Sprachverhalten, aber nicht von Sprachbedeutung.

Aber dieser Gegenentwurf läßt sich indirekt mit Ricœur zurückweisen. Eine Metapher muß vom Hörer konstruiert werden, so Ricœur, d.h. die innovative Bedeutung der Metapher muß aus ihren Bestandteilen erschlossen werden (in dieser Hinsicht gleicht die Metapher dem Text und gleicht das Verstehen der Metaphern dem Textverstehen). Hierfür gibt es keine Regeln, nur Indizien, und entsprechend sind die Konstruktionen nicht wahr oder falsch, sondern nur wahrscheinlich oder unwahrscheinlich.¹³ Was aber sind diese Indizien, wenn nicht Aspekte der Bedeutung? Eine Interpretation wird ja gerade dadurch wahrscheinlich, daß sie die einzelnen Konnotationen der Bestandteile der Metapher berücksichtigt, und eine unwahrscheinliche Interpretation einer Metapher ist ja gerade deshalb unwahrscheinlich, weil sie nicht überzeugend aus einer semantischen Impertinenz eine neue Bedeutung herleiten kann. Nehmen wir als Beispiel den Satz „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein“, so können wir uns darauf einigen, daß die Interpretation „Die Jugend ist langweilig und überflüssig“ höchst unwahrscheinlich ist. Ihre Unwahrscheinlichkeit beruht auf dem semantischen Aspekt der Metapher, auf der Kollision der *Bedeutungen* von „Jugend“, „Trunkenheit“ und „Wein“, aus der die neue metaphorische Bedeutung hervorgeht. Wäre eine Metapher ein rein pragmatisches Phänomen, wie Davidson meint, dann sollte keine Konstruktion (auch nicht diese) unwahrscheinlich sein, da es keine Indizien geben könnte, die dieses Urteil rechtfertigen. Ricœurs Betonung des Sinn- *und* des Kraftaspekts der Metapher schließt diese Fehldeutung aus und unterstreicht, daß die Metapher nicht bloß die Ebene der Sprechhandlung modifiziert, sondern auch den propositionalen Gehalt.

IV. SINN UND BEDEUTUNG

Mit dem vierten Gegensatzpaar verlassen wir den Bereich des Sinns und betrachten nun die Metapher unter dem Aspekt der Bedeutung, d.h. der Referenz, wobei hier Referenz zu verstehen ist als Bezug-

¹² Vgl. Donald DAVIDSON: What Metaphors Mean, in: *Critical Inquiry* 1 (1978), 31–47, hier: 45f.

¹³ Vgl. RICŒUR: Die Metapher und das Hauptproblem der Hermeneutik, 368.

nahme durch Sprache auf Nicht-Sprachliches. Würde man die Metapher allein unter dem Aspekt des Sinns betrachten, so wäre sie ein rein semiotisches Phänomen, denn sie ließe sich beschreiben durch die Beziehungen zwischen den verschiedenen Zeichen, die sie konstituieren. Doch da die Metapher eine Form des Diskurses und damit der Kommunikation ist, hat sie auch einen Referenzaspekt und bezieht sich auf etwas, das jenseits der Sprache liegt. Die Metapher ist nicht nur sprachimmanent, sondern auch sprachtranszendent. Daraus ergibt sich als unsere vierte Bedingung: Die Metapher referiert auf außersprachliche Sachverhalte.

Hier ergibt sich allerdings ein Problem: „Referieren“ ist ein Erfolgsverb – ich kann nur auf etwas referieren, das existiert. Referenz hängt von der oben bereits angesprochenen Identifikationsfunktion der singulären Terme ab und trägt damit in sich ein Existenzpostulat. Sage ich, „der höchste Berg der Alpen“ beziehe sich auf den Mont Blanc, so muß ich zugleich annehmen, daß es den Mont Blanc gibt, denn sonst bezöge sich der Ausdruck nicht auf ihn, sondern auf nichts. Doch gerade Metaphern scheinen eine Ausnahme von diesem Existenzpostulat zu bilden. Wenn etwa Eichendorff dichtet: „Schläft ein Lied in allen Dingen, die da träumen fort und fort“, so würde es schwer fallen, zu behaupten, daß es dieses Lied im vollen Sinne gibt. (Ist es im 4-Viertel-Takt gesetzt oder nicht? Wie lautet der Text?) Entsprechend beschränkt auch Frege, dessen Konzept Ricœur übernimmt, die Referenz auf wissenschaftliche bzw. nicht-metaphorische Aussagen. Wie kann nun trotz dieses Einwands von einer Referenz der Metapher gesprochen werden? Um dieses Problem zu lösen, führt Ricœur das Konzept der doppelten Referenz ein.¹⁴ Demnach hat eine Metapher nicht eine Referenz, sondern zwei, ähnlich wie sie auch zwei Bedeutungen hat, eine wörtliche und eine metaphorische. Die Metapher gewinnt ihre metaphorische Bedeutung aus dem Scheitern der wörtlichen (der bereits angesprochenen Impertinenz), und auf gleiche Weise kommt ihr auch eine metaphorische Referenz zu, die sich aus den Trümmern der wörtlichen Referenz entwickelt. Die wörtliche Referenz muß suspendiert oder eingeklammert werden, damit die metaphorische Referenz als eine Referenz zweiter Ordnung freigesetzt werden kann. Im Beispiel müßte ich also die ei-

¹⁴ Vgl. RICŒUR: Die lebendige Metapher, 224ff.

gentliche Referenz des Ausdrucks „das Lied in allen Dingen“ suspendieren, da die Suche nach einem gleichsam realen Lied in allen Dingen scheitern muß, und aus dem Scheitern eine neue Referenz bilden. Aber auf was richtet sich diese neue Referenz? Was ist die Welt, auf die sich die Metapher bezieht? Es ist schlicht die Welt der Metapher, denn Welt ist für Ricœur hier nichts anderes als die Gesamtheit der Referenzen, die durch die Metapher erschlossen werden. In diesem Punkt gleicht sich die Metapher dem Text an: So wie ein literarischer Text seine eigene Welt entwirft und auf seine Welt referiert, schafft auch die Metapher durch ihre Innovation eine neue Welt: „Weshalb“, fragt Ricœur, „sollten wir neue Bedeutungen aus unserer Sprache herausholen, wenn wir nichts Neues zu sagen, wenn wir keine neuen Welten zu projizieren hätten? Sprachschöpfungen wären sinnlos, wenn sie nicht der allgemeinen Absicht dienten, neue Welten aus der Dichtung entstehen zu lassen.“¹⁵ Die Metapher referiert also nicht auf die reale Welt (oder zumindest nicht notwendigerweise), sondern auf *ihre* Welt, die ebenso real wie imaginär, fiktiv oder rein symbolisch sein kann. Die Metapher kann damit zugleich eine heuristische Funktion genannt werden, denn indem sie eine neue Bedeutung schafft, *erschließt* sie eine Welt bzw. eröffnet einen Zugang zu *der* oder *einer* Welt.

An dieser Stelle drängt sich eine Frage auf: Kann man vor diesem Hintergrund noch behaupten, daß eine metaphorische Aussage wahr sein kann? Eine Aussage ist normalerweise genau dann wahr, wenn der in ihr behauptete Sachverhalt besteht, d.h. wenn es der Fall ist, daß die Gegenstände, auf die sich die Terme der Aussage beziehen, unter die Begriffe fallen, die von ihnen prädiiziert werden. Läßt sich in diesem – oder überhaupt in irgendeinem – Sinne sagen, daß eine Metapher wahr sein kann? Anders gefragt: Muß die Metapher nicht eigentlich eine andere Funktion haben, als die Behauptung wahrer Propositionen – nämlich die, eine Realität zu *schaffen*? Oder kann die Metapher doch wahr und damit ein Instrument der *Realitätsbeschreibung* sein? Ricœur bejaht diese Frage. Indem die Metapher eine neue Wirklichkeit erschließt, hat sie eine realistische Intention, d.h. sie erhebt den Anspruch, zu sagen, wie die Dinge in Wirklichkeit sind.¹⁶

¹⁵ RICŒUR: Die Metapher und das Hauptproblem der Hermeneutik, 375.

¹⁶ Vgl. RICŒUR: Die lebendige Metapher, 239.

Auch metaphorische Aussagen sind *assertorisch* und haben eine behauptende Kraft, so daß sie prinzipiell als kognitiv und wahrheitsfähig betrachtet werden müssen.

Dabei gilt es allerdings, zwei gleichermaßen unangemessene Deutungen der metaphorischen Wahrheit zu vermeiden: Einerseits ließe sie sich naiv realistisch verstehen. Wenn z.B. Trakl dichtet „Ein Schatten bin ich ferne finsternen Dörfern“, dann hat dieses „bin“ etwas, was Ricœur „ontologische Vehemenz“ nennt, den sich aufdrängenden Anspruch des Wortes „sein“, eine Beschreibung der Realität auszudrücken.¹⁷ Ich bin *wirklich* ein Schatten. Das naiv-realistische Verständnis metaphorischer Wahrheit verabsolutiert diesen Aspekt und sieht keinen Unterschied zwischen der Wahrheit wörtlicher und metaphorischer Aussagen. Doch damit ignoriert es die semantische Impertinenz der Metapher und die durch den Regelverstoß erzeugte neue Bedeutung. Andererseits könnte die Metapher rein fiktional gedeutet werden, im Sinne eines bloßen Als-ob. Das „ist“ der Metapher würde dann reduziert werden auf das „ist-nicht“, das sich aus der Unmöglichkeit der wörtlichen Deutung ergibt. Ich bin in Wahrheit kein Schatten, die Metapher ist nur eine Fiktion, nicht aber ein Abbild der Wirklichkeit. Doch diese Deutung übersieht den anderen wesentlichen Aspekt der Metapher, nämlich ihren Behauptungscharakter bzw. ihren Realitätsbezug. Ein Konzept metaphorischer Wahrheit muß also irgendwie diesem ambivalenten Charakter der Metapher, ihrem Schwanken zwischen einem „ist“ und einem „ist-nicht“ gerecht werden. Aus diesem Grund bezeichnet Ricœur die metaphorische Wahrheit als ein Paradox.¹⁸ Ebenso wie es in der Metapher eine Spannung zwischen wörtlichem und metaphorischem Sinn und zwischen wörtlicher und metaphorischer Referenz gibt, so gibt es auch eine Spannung von wörtlicher und metaphorischer Wahrheit, die nicht zugunsten der einen oder anderen Seite aufgehoben werden kann. „Das Paradox besteht darin,“ so Ricœur, „daß es keine andere Möglichkeit gibt, dem Begriff der metaphorischen Wahrheit gerecht zu werden, als die kritische Spitze des (wörtlichen)

¹⁷ Vgl. ebd., 241.

¹⁸ Vgl. ebd., 251.

‚ist nicht‘ in die ontologische Vehemenz des (metaphorischen) ‚ist‘ einzuschließen.“¹⁹

V. SELBSTBEZUG UND WELTBEZUG

Das letzte Merkmal des Diskurses, das Ricœur an der Metapher wiederfindet, ist der Gegensatz von Selbst- und Weltbezug. Weltbezug hat ein Diskurs, insofern er sich auf eine außersprachliche Wirklichkeit (auf *die* Welt oder *eine* Welt) bezieht; Selbstbezug hat er, insofern er sich zugleich auch auf den Sprecher und die Sprechsituation bezieht, etwa durch Pronomina oder das Tempus.²⁰ So wird z.B. durch den Gebrauch des Präsens die aktuelle Gegenwart des Sprechers ausgedrückt und durch den Gebrauch des Wortes „du“ auf das konkrete Gegenüber des Sprechers verwiesen. Indem der Sprecher also über die Welt spricht, spricht er zugleich indirekt über sich selbst. Damit ist die letzte Bedingung genannt: Die Metapher besitzt eine reflexive Referenz. Ricœur hält diesen Gegensatz für unproblematisch, solange es um den Diskurs als Rede geht; nimmt der Diskurs aber die Form eines Textes an, so ist nicht mehr ohne weiteres klar, was das Äquivalent zur Sprechsituation sein kann, wer als Sprecher und was als Gegenwart gelten soll: von wem ist die Rede, wenn es in Rilkes Gedicht heißt: „Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen, die sich über die Dinge ziehn“? Doch gerade dieser Fall ist für die Metapher interessant, denn Ricœur nennt sie (mit Beardsley) ein „Gedicht *en miniature*“ und rückt sie damit in die Nähe des Textes, so daß sich die Frage stellt: Was ist der reflexive Bezug der Metapher? Ricœur identifiziert ihn – überraschend, möchte man sagen – mit dem Erschließen ihrer Welt, und wendet sich damit gegen eine subjektivistische Deutung des Verstehens der Metapher. Nicht der Andere, der zu mir spricht, soll verstanden werden, indem ich mich in ihn hineinversetze, sondern die Welt, die mir vom Text bzw. von der Metapher entfaltet wird.²¹ Dieser Gegensatz ist für Ricœur insofern wichtig, als er durch den Weltbezug der Metapher ihre Objektivität bestätigt. Die reflexive Referenz der Metapher liegt nicht in einem Verweis auf subjektive Tatsachen, sondern in der Eröffnung ei-

¹⁹ Ebd.

²⁰ Vgl. RICŒUR: Die Metapher und das Hauptproblem der Hermeneutik, 360.

²¹ Vgl. ebd., 370.

ner prinzipiell subjektunabhängigen Welt, die aber dennoch die Welt der Metapher bleibt. Die Metapher verweist auf sich, nicht auf den, der sie ausspricht.

VI. BEWERTUNG DER ANALYSE

Damit ist unsere Begriffsanalyse abgeschlossen. Ich habe Ricœurs fünf Merkmale dargestellt und, wenn nötig, diskutiert und verteidigt. Nehmen wir diese einzelnen Aspekte zusammen, können wir nun sagen, daß Ricœur den Begriff der Metapher folgendermaßen definiert:

Eine Metapher ist eine Form des Diskurses, für die folgendes gilt:

- I. Sie ist ein Sprachereignis, das eine neue, durch nichts anderes ersetzbare Bedeutung prägt und kommuniziert.
- II. Sie ist eine impertinente, d.h. die üblichen Gebrauchsregeln verletzende Prädikation.
- III. Sie besitzt illokutionäre Kraft und semantischen Inhalt.
- IV. Sie referiert auf außersprachliche Tatsachen und ist damit kognitiv und wahrheitsfähig, wobei ihre Wahrheit notwendig einen paradoxen Charakter hat.
- V. Sie referiert reflexiv auf sich selbst als mögliche Welt.

Ich habe bereits in der Diskussion der einzelnen Punkte auf einige mögliche Einwände verwiesen, wenn diese Einwände bei der Präzisierung der jeweiligen Thesen geholfen haben oder wenn dadurch die Motivation einer These klarer wurde, und will sie hier nicht mehr wiederholen. Vielmehr soll nun am Ende der Versuch unternommen werden, den Erfolg dieser Begriffsanalyse insgesamt zu bewerten und einige Fragen zu formulieren, die meiner Meinung nach bisher noch offengeblieben sind.

Gegen den ersten Punkt läßt sich nichts Ernsthaftes einwenden. Wollte man kleinlich sein, so könnte man Ricœur vorwerfen, daß diese Bedingung nicht auf *tote* Metaphern wie „Tischbein“ zutrifft, denn diese schaffen keine neue Bedeutung und sind vollständig paraphrasierbar. Dann stellt sich die Frage, wie aus einer lebendigen eine tote Metapher werden kann und ob überhaupt beide Erscheinungsformen des gleichen Phänomens sind. Doch Ricœurs Aufmerksamkeit gilt, wie er selbst erklärt, der lebendigen Metapher und ihrem innovativen Potential; seine Untersuchung ist philosophisch,

nicht linguistisch, und insofern ist diese Beschränkung gut begründet.

Der zweite Punkt ist schon problematischer, denn es ist alles andere als einfach, eine klare Formulierung für das Element der Metapher zu finden, das ihre Impertinenz, ihr Überraschungsmoment ausmacht. Nicht jede Metapher scheint in dem Sinne impertinent sein zu müssen, daß sie einen Verstoß gegen Gebrauchsregeln voraussetzt. So kann ich etwa sagen: „Das ist ein kaltes Haus“ und es ebenso metaphorisch wie wörtlich meinen. Eine Impertinenz aber läßt sich ohne weiteres in der Prädikation nicht finden. Man könnte natürlich sagen, gerade das sei die Impertinenz, daß das Haus nicht wirklich kalt ist, sondern nur im übertragenen Sinne, aber das hieße, das zu Beweisende schon vorauszusetzen. Denn die Metapher wird erst durch ihre Impertinenz, d.h. die an sich unsinnige Abweichung von der wörtlichen Bedeutung, zur Metapher. Behauptet man, die Impertinenz liege im metaphorischen Gebrauch, so kann die Impertinenz nicht mehr zur Definition der Metapher herangezogen werden, da sie sich erst durch die Metapher konstituiert. Die metaphorische Bedeutung wird durch den Regelverstoß erst ermöglicht – dann aber kann sie nicht die Ursache dieses Regelverstoßes sein. In diesem Fall wäre es also nicht mehr die Prädikation selbst, die impertinent ist. Es scheint vielmehr so, als sei hier die Impertinenz nicht auf der verbalen Ebene zu finden, sondern auf der intentionalen: Die Sprechabsicht kann nicht auf übliche Weise konstruiert werden. Das, was wir normalerweise als Kommunikationsabsicht hinter dem Satz „Dies ist ein kaltes Haus“ erwarten würden, kann dem Sprecher nicht widerspruchsfrei (oder mit hinreichender Wahrscheinlichkeit) zugesprochen werden. Daher muß es ein metaphorischer Gedanke sein, auf den sich seine Intention richtet. Das ist kein wirklicher Einwand gegen Ricœurs Bestimmung, die sich vermutlich durch eine genauere Analyse des Begriffs der Prädikation an diese Differenzierung anpassen ließe – doch es weist darauf hin, daß die Rede von der impertinenten Prädikation zumindest vage ist.

Hinsichtlich der dritten Bedingung könnte man eine Präzisierung fordern, ob es nämlich eine spezifisch metaphorische Kraft gibt, etwa das Aufmerksam-Machen auf eine Ähnlichkeit, oder ob die Metapher ein bloß semantisches Phänomen ist, mit dem sich die üblichen illokutionären Kräfte wie Frage, Behauptung, Befehl usw. verbinden.

Ricœur scheint letzteres anzunehmen, ohne daß sich die erste Option klar ausschließen läßt.

Erhebliche Bedenken habe ich allerdings gegen die vierte Bedingung, und zwar nicht, weil ich die These an sich ablehne, sondern weil Ricœurs Interpretation von Wahrheit zweifelhaft ist. Zu den Adäquatheitsbedingungen eines jeden Wahrheitsbegriffs gehört es, Wahrheit als absolut zu verstehen, d.h. wenn die Proposition *p* wahr ist, dann ist sie wahr für jedes Subjekt und in jeder Situation.²² Dieses Kriterium folgt unmittelbar aus dem Satz des Widerspruchs, nach dem eine Proposition nicht zugleich in der gleichen Hinsicht wahr und nicht wahr sein kann. Doch genau das behauptet Ricœur in seiner Theorie der metaphorischen Wahrheit – daß ein Satz metaphorisch wahr und wörtlich falsch sein kann. Seine Behauptung, es gebe eine unauflösbare Spannung von metaphorischer Wahrheit und wörtlicher Falschheit konstatiert dieses Problem, löst es aber nicht. Denn was kann damit gemeint sein, daß ein einzelner Satz (bzw. eine Proposition oder Bedeutung) sowohl wahr als auch falsch ist? Ich sehe hier nur zwei Auswege, die beide nicht attraktiv sind: Der erste bestünde darin, dem Satz einen doppelten Sinn zuzuschreiben, also zu sagen, daß er zwei Propositionen ausdrückt, eine metaphorische und eine wörtliche, so daß die wörtliche falsch, die metaphorische aber wahr sein kann. So würde etwa der Satz „Der schnelle Tag ist hin, die Nacht schwingt ihre Fahn“ einerseits aussagen, daß die (wörtliche) Nacht wörtlich ihre Fahne schwingt, und zugleich, daß sie dies metaphorisch tut, und beide Propositionen hätten verschiedene Wahrheitswerte. Dagegen aber spricht, daß der Satz sich nicht auf zwei unterschiedliche Entitäten bezieht (zwei Nächte und Fahnen), sondern nur auf eine, die auf bestimmte Weise beschrieben wird. Denn wer den Satz richtig versteht, wird zugestehen müssen, daß eine Interpretation, nach der die wirkliche Nacht im wörtlichen Sinne ihre Fahne schwingt, nicht eine zweite Bedeutungsebene des Satzes aufdeckt, sondern bloß ein Mißverständnis ist. Der zweite Ausweg bestünde in der Preisgabe des Begriffs „Wahrheit“, so daß metaphorische Wahrheit nur noch Wahrheit im metaphorischen Sinne wäre, aber keine echte Wahrheit. Metaphorische Wahrheit würde

²² Vgl. Thomas GRUNDMANN: Analytische Einführung in die Erkenntnistheorie. Berlin 2008, 39.

dann etwas anderes bedeuten als Wahrheit im eigentlichen Sinne, d.h. in dem Sinne, in dem wir sonst sagen, daß eine Proposition wahr ist. So könnte man bei Ricœur sagen, daß wahre Metaphern solche sind, die die Welt (oder eine Welt) erschließen – das aber ist kein semantischer Wahrheitsbegriff mehr, und eine solche Umdeutung läuft letztlich darauf hinaus, einzugestehen, daß die Metapher eigentlich nichts Wahres *sagen* kann. (Wenngleich sie vielleicht fähig ist, uns zu helfen, Wahres zu *erkennen*.)

Abschließend noch eine Anmerkung zur fünften Bedingung: Hier könnte man kritisieren, daß Ricœur die Reflexivität der Metapher zu stark einschränkt auf die Erschließung der Welt der Metapher. Kann diese Welt nicht auch zugleich die Welt des Subjekts sein, das diese Metapher gebraucht? Sicher eröffnet eine Metapher wie „Architektur ist gefrorene Musik“ eine Welt, aber eröffnet sie nicht zugleich auch diese Welt als Welt eines Subjekts, das diese Welt so sieht?

Mein Fazit fällt also ein wenig zurückhaltend aus: Ricœurs Analyse des Begriffs der Metapher enthält viel Richtiges und deckt einige interessante Aspekte der Metapher auf, kann aber doch nicht alle offenen Fragen beantworten. So bleibt uns nichts anderes übrig, als an diesem Punkt weiterzudenken.